

(Nachdruck verboten.)

7]

Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

„Das letztere stimmt, stimmt auffallend!“ antwortete Herr Freitag, „und was Verwandte anlangt, so besitze ich keine Seele, und mit meinen Freunden, wenn ich jemals welche hatte, habe ich die übelsten Erfahrungen gemacht.“ Und indem er ganz unvermittelt die Brille abnahm und seine feine, schlanke Hand auf Kesslers Schulter legte, sagte er: „Darum gerade wende ich mich an Sie. Zu Ihnen hätte ich Vertrauen. Ich möchte wissen, ob Sie mir eventuell helfen könnten.“

„Um“ machte Kessler und zog seine Stirn in Falten. „Sie stellen da eine Gewissensfrage an mich, die ich nicht ohne weiteres beantworten kann und will. . . . So etwas muß man sich doch durch den Kopf gehen lassen.“

„Wenn Sie nur für einen Pfifferling Unternehmungsgelbst hätten, so würden Sie mit allen zehn Fingern zugreifen — so würden Sie sich überhaupt nicht besinnen, erkläre ich Ihnen!“

Kessler hörte gelangweilt zu. Der Mann interessierte ihn kaum mehr. Solche Testamentsgeschichten hatten seinem Gefühl nach etwas Romanhaftes. Sie vergifteten die Phantasie der Beteiligten, füllten sie mit unsauberen Vorstellungen aus, so daß aus leidlich vernünftigen Menschen groteske, tragikomische Figuren wurden. Solche Leute mußte man sich klugerweise vom Leibe halten.

„Ich bin in ein Riesennunternehmen verstrickt,“ sagte er kühl, „und bis über die Ohren stecke ich in Geschäften. Sie müssen bedenken, daß ich die Verantwortung für ein Millionenkapital übernommen habe,“ fügte er hinzu, in einem Ton, der ganz und gar nicht wichtigerisch klang. „Sobald ich den Kopf etwas freier habe, will ich Ihrer Sache näbertreten.“

Der alte Herr blickte den Baumeister in tiefer Enttäuschung an. Er machte eine so jämmerliche Miene, als ob ihm ein Schiff untergegangen wäre.

„Gerade Sie wären der richtige Mann gewesen,“ meinte er wehmütig, „Sie mit Ihren großen Beziehungen, Ihrer Stellung nach außen, Ihrer ganzen Persönlichkeit. Vor Ihnen hätte das Paß Reihaus genommen; es hätte gewußt, daß Sie kapitalkräftig genug sind, um den Prozeß durchzuführen, daß mit Ihnen nicht zu spaßen ist. Sehen Sie einmal,“ sagte er leiser, „ich hatte die Absicht, ganz in den Hintergrund dabei zu treten — im Interesse der Sache natürlich. Ich hatte da schon einen ganz bestimmten Plan. Es gibt nämlich Leute, die mich verfolgen, die mir nachstellen. Darum wollte ich, wie gesagt, in den Hintergrund treten — im Dunkeln verschwinden — und erst so wie ein Blitz hervorzuden, wenn die Schlacht geschlagen ist.“

Und plötzlich faßte er beide Hände Kesslers und sagte:

„Ich bitte Sie flehentlich: Helfen Sie mir! Dieser Gaunerbande muß die Beute entzissen werden!“

Kessler erwiderte: „Lassen Sie es mich überschlafen. Sie sollen so bald als möglich Bescheid erhalten. Heute aber sage ich Ihnen bereits: Kann ich mich entschließen, Ihre Sache in die Hand zu nehmen, so tue ich es mit ganzer Energie. Sie sollen sich nicht in mir getäuscht haben. Aber, wie bemerkt, ich möchte jetzt weder Ja noch Nein sagen. — Und nun lassen Sie uns schlafen gehen. Gute Nacht, Herr Freitag!“

„Gute Nacht, mein Herr!“ antwortete der Kleine, und ein trübes Lächeln spielte um seine dünnen Lippen. . . .

Achtes Kapitel.

Kessler träumte das tollste Zeug: Er stand auf dem Bauplatz, wo die Ausschachtungsarbeiten begonnen hatten. Er sah im Direktionszimmer der Deutschen Bank, zeigte den Herren die Pläne, entwickelte die Ertragsfähigkeit des Grundstückes, und man lautete ihm und nicht beifällig mit den Köpfen. Die größten Summen wurden ihm zur Verfügung gestellt — und plötzlich tauchte die kleine Gestalt des Staatsanwalts von Drenth auf, der ihm unheimliche Dinge zutuschelte. Und dann stand er auf einmal vor der Gerichtsbarre und entwickelte mit moralischer Entrüstung und fulminanter Beredsamkeit in ungeheurer Weise, wie der alte Herr Freitag von zwei Weibsbildern um sein Geld geprellt worden war, und inmitten dieser

Rede zupfte ihn jemand leise am Ärmel, und als er sich umwendete, war es Grete Anders, die ihn mit großen liebenden Augen ansah; und wieder trug sie das rote Tüchchen um ihren Kopf, und auf ihren Zügen lag eine unendliche Zärtlichkeit und Hingabe. . . .

Er erwachte mit schwerem Kopfe. Es war bereits elf Uhr. Seine Wirtin klopfte.

„Herr Baumeister, unten steht der Wagen,“ sagte sie devot, indem sie tief knidste. Niemals hatte sie es für möglich gehalten, daß einer ihrer Zimmerherren sich einen Wagen halten würde. Sicherlich — der Baumeister hatte geerbt. . . . oder das große Los gewonnen! . . .

„Der Kutscher kann warten,“ entgegnete Kessler, und legte sich verdrießlich auf die andere Seite.

„Wohin sollte er denn heute fahren?“ fragte er sich. Die ganze Geschichte mit dem Wagen kam ihm an diesem grauen, nebeligen Morgen unsinnig vor.

Schwerfällig erhob er sich und machte Toilette. Während er sich wusch, kam ihm der Einfall, per Wagen zu Grete Anders hinzufahren. Es war doch zu drollig, wenn er, selbst ein armer Schlucker, wenigstens für ein paar Tage als den großen Herrn sich aufspielte.

„Nur nicht den „moralischen“ kriegen!“ dachte er weiter, „dann bin ich rettungslos verloren. Wer in dieser Welt trägt denn das Kostüm, das ihm gehört?“

Er klingelte und bestellte sich das Frühstück.

Die Wirtin brachte statt der gewöhnlichen Tasse Kaffee ein silbernes Könnchen.

Die ganze Geschichte fing an, Kessler höllischen Spaß zu machen.

„Hat die Post etwas hergebracht?“ fragte er.

„Nein, Herr Baumeister.“

Ueber sein Gesicht legte sich ein dunkler Schatten. Bei der Wirtin hatte der Wagen gewirkt, bei Herrn Kleeefeld offenbar nicht, denn die ersehnte Antwort wollte nicht eintreffen.

Er verzehrte hastig sein Frühstück, eilte die Treppen hinunter und befahl dem Kutscher, ihn in die Krausenstraße Nummer 19 zu fahren.

Nach ein paar Minuten war man schon am Ziel.

Aus dem Milchgeschäft und dem Schuhmacherladen traten die Besitzer heraus und starrten den Wagen an, als ob sie nie im Leben ein Fuhrwerk gesehen hätten. Und als Kessler fragte, ob und wo hier Anders wohnte, rissen sie die Mäuler weit auf, ehe sie ihm antworteten.

Er klonn die drei Treppen empor. Auf einem Porzellan Schild las er: Emanuel Anders, Musiker.

Er zog vorsichtig an der Glocke, und gleich darauf öffnete ihm eine mittelgroße, ein wenig rundliche Frau, die auf dem Kopf eine weiße Haube trug. Auf ihrem ernstesten Gesicht lag tiefe Sorge, und ein wenig erschreckt blickte sie zu ihm empor.

„Mein Name ist Kessler, Baumeister Kessler,“ sagte er mit Ueberlegenheit.

„Ah“ antwortete sie, und ihr Gesicht hellte sich sofort auf.

„Bitte, treten Sie näher. Wir sind Ihnen ja zu unendlichem Danke verpflichtet!“

„Nicht im mindesten! Ich komme auch nur herauf, um mich nach dem Patienten zu erkundigen.“

Das Gesicht der Frau verdüsterte sich wieder, während sie ihn in ein kleines Zimmer führte, in dem außer einem Klavier nur noch ein Sofa, ein Tisch und ein Schrank standen.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Baumeister. Denken Sie nur dieses Unglück! Mein Mann ist kerngesund, und da muß man auf einmal das Malheur passieren. Hundertmal habe ich ihm gesagt, er soll nicht vom Wagen abspringen — er ist kein Jüngling mehr! Bedenken Sie doch, der Mann ist neunundfünfzig Jahre alt! Aber hört er denn auf mich? Er springt also ab, gleitet aus und bricht sich das Bein — und wie sie ihn gestern heraufbrachten — er ließ sich unter keinen Umständen auf die Hülfstation bringen — war er so schwach und elend, daß er gleich darauf die Besinnung verlor. Da mußte denn das Mädel in die Apotheke, um Pulver zu holen. . . . Herr, da meine Güte, was haben wir ausgestanden! Seit in aller Frühe haben sie ihm den Verband angelegt. Und wer weiß, ob er überhaupt wieder wird richtig gehen können! Denken Sie doch, der Mann ist neunundfünfzig. . . .“

So sprudelte sie unaufhaltsam hervor, als ob Reflexer zu ihren ältesten Bekannten gehörte und für den traurigen Fall die größte Teilnahme besäße.

Er spähte inzwischen immer nach der Tür, in der Erwartung, daß Grete Anders sich zeigen würde. Statt dessen rief eine tiefe Stimme:

„Mama — wo steckst Du denn?“

„Ach Gott, mein Kranker ist aufgewacht. Sie entschuldigen wohl einen Moment?“

Und ohne seine Antwort abzuwarten, eilte sie hinaus.

Unmittelbar darauf erschien sie wieder.

„Wenn Sie meinen Alten sehen wollen, Herr Baumeister, so treten Sie, bitte, näher. Er sagt, es ginge ihm augenblicklich vortrefflich. Ach, was ist das für ein komischer Kauz! Es kann ihm noch so schlecht gehen, immer ist er vergnügt und zufrieden!“

Reflexer folgte.

In dem verhältnismäßig großen Speisezimmer, das mit verblühten, alten, roten Plüschmöbeln ausgestattet war, standen auch die Betten. Es diente offenbar als Schlaf- und Wohnzimmer.

Der Kranke im Bette nickte ihm mit vergnügten Neugelichen zu. Er hatte ein sehr spaßhaftes Gesicht, einen schmächtigen Schnurrbart, der nach Chinesenart zu beiden Seiten herunterhing, eine mächtige Haarmähne, eine gekrümmte, überlange Nase und zwei kleine Augen, die beständig zu lachen schienen.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnacht und Neujahr in Paris.

Da hilft doch alles nichts, so um Weihnacht herum da hat man's mit dem Gemüte. Das gute deutsche Gemüt, das rumort dann. Es wird weich zum Schäumen. Deutscher Tannenbaum, deutscher Schnee, freilich wie oft festst er auch daheim, deutscher Wald und deutsche Dorfstraßen. Gott, dabei! Ohne alle Christlichkeit. Und die Keller mit den Äpfeln und Nüssen, dem Lebtuchen und dem „Weihnachtsgut“. Meine Großmutter hat's so gut baden können, und ehe das Christkindchen noch dagewesen war, da hatten wir's ihr schon halb weggeessen, der Bruder und ich, und das hat am allerbesten geschmeckt. Und die Mutter war gut und hat ein Auge zugebückt. Und der Christbaum. Die vergoldeten Nüsse, die Keffel mit den eingestochten Stielen, die Papierlöcherchen aus Tapete, der Nikolaus, der mitten drin hing, und der Engel, der oben schwebte, und die glühende Spitze und die bunten Lichter. Was hilft's, die Sentimentalität ist in vollem Zuge. Die Jugend ist lebendig, all unsere traurigen, schönen Tage daheim in unserem Häuschen fast am Ende des Dorfes, das sich so klein in den Schnee duckte und die Gärten zu hüten schien, die sich hinter ihm dehnten. Wie leise, wie still und friedlich lag's, wenn der heilige Abend durch die Gassen gegangen war und sie in seine Erwartung gehüllt hatte. Wie verloren war da die Welt. Kein Laut ringsum, dann und wann ein huschender Schritt über den knisternden Schnee. Und dann ein leises Klingeln irgendwo, und wieder ein Klingeln irgendwo. Alles so verloren — irgendwo. Und wenn's im Nachbarhause neben war. Alles so weit und fern, alles so nah. Und die Mutter vergaß ein paar Augenblicke ihren Fußten und der Vater seinen Kummer und die Großmutter am Ofen deutete uns die Weihnachtszeit so christlich-undchristlich mit der Weisheit ihrer achtzig Jahre, und all das Bittere und Schwere des ganzen Jahres, das rundete sich wie zu einem schönen Kreis und Kranz, darin sie alles gestochten hatte, „was doch gut war“. Und auch was nicht gut gewesen war in uns, denn wir waren wilde und garstige Buben gewesen und waren immer am ausgelassensten, wenn wir am ruhigsten hätten sein sollen; auch das erschien in einem milderen Lichte, und es war dann nicht mehr Pöppel und Malz an uns verloren. Ach ja, die Weihnacht.

Kirchlich-religiös fühl ich gar nichts, hab' ich auch wohl nie gefühlt. Nur immer so etwas wie Drang und Weh, und am Ende doch auch etwas wie Erfüllung. Das ist wohl das germanische Blut, das sich einem erhalten hat. Das rumort wie alter Wein zur Zeit der Rebenblüte. Das weiß, daß die Tage nun wachsen, und daß es nun dem Licht entgegengeht. Daß das Licht wieder einmal gesiegt hat, und es freut sich, denn es hat sein altes gutes heidnisches Lichtbedürfnis noch nicht verloren, so christlich, staatlich wohlbeantet man ihm auch das Licht verhängt hat. Das alte Julfest kann nicht sterben, denn der alte germanische Sonnengott lebt noch, muß noch leben, denn ohne seinen Segen können wir Menschen nicht existieren. Licht und Freiheit, freie Sonne, das ist unser oberstes geistiges Bedürfnis, und so reitet Freyr noch immer auf seinem goldborstigen Eber durch den deutschen Winterwald und segnet seine Erde und Wälder, wenn sie es auch gleich nicht merken sollten. Und der Christbaum, an dem so viel Dunkel hängt, der steht irgendwo in strahlenden Hellen als ein stolzer Heidenbaum. Irgendwo, ja irgendwo. Und in unserem Blute empört sich's, wenn wir ihn nicht gefunden haben. O, und wir jehnen uns so nach ihm. —

Der Franzose kennt Weihnacht nicht. Wohl, wenn man durch Paris geht und betrachtet sich die Läden, da könnte man meinen, es sei alles wie bei uns zu Hause auch. Da ist alles strahlende Pracht. Da sind die Erfüllungen aller Kinderträume. Ob es irgendwo in der Welt Schöneres gibt als in einem Pariser Spielwarenladen zur Weihnachtszeit, das bezweifle ich. Pracht, Reichtum, Phantasie und Geschmack. Im Großen wie im Kleinen. Und alles Große auch im Kleinen. Und wie es ausgestellt ist! Träume, Träume, und lauter Wirklichkeiten. So eine Puppe, so ein Puppenautomobil, so ein Guignoltheater, so ein Puppenhaus, so eine Arche Noah, so eine Pferderemise, die Clowns, die Kunststücke machen, die Tänzerin, die ein richtiges Ballett tanzt, in den ausgesuchtesten Paß, und das Kindergeschirr, die Service, die Einrichtungen, Samt, Seide, Flimmer, Musik, Bewegungen, was weiß ich was alles. Aber eines fehlt, die Erwartung. Nicht die Märchenheimlichkeit des deutschen Kindeslebens, nicht das Geheimnisvolle und Andeutende der deutschen Eltern. Keine Feierlichkeit, nichts Träumendes, nicht Ueberraschung. All diese bunte Pracht ist außerdem nicht für Weihnacht, sondern für Neujahr. Neujahr bringt die Geschenke, auf die Neujahresgeschenke rechnet alles. Darauf rechnet das Kind wie der Erwachsene. Neujahr ist der große Tag der Conciergen. Es ist der Tag ohne Pardon. Der Arme muß an diesem Tage sein Conciergenopfer bringen wie der Reiche. Und wer nicht genug opfert und nicht genug opfern kann, der mag sich für das kommende Jahr gratulieren, es wird ihm nichts geschenkt werden an Unannehmlichkeiten. Er bekommt das Leben so lange sauer gemacht, bis er sich entschließt, die Platte zu putzen und sich anderweitig einzulogieren, denn mit dem neuen Mieter hat der Concierge eine neue Chance, ein besseres Neujahr zu bekommen. So ist alles Berechnung, bei den Großen wie den Kleinen und so fehlt der Reiz der Bescherung und Ueber-raschung so gut wie ganz.

Die Familienfeier an Weihnacht ist so gut wie nicht vorhanden. Der Franzose hat keine Sentimentalität. Er ist ein nüchterner Rechner und will auch etwas davon haben, wenn er zur Feier eines Festes sein Geld verdepensiert; was er aber zu Hause davon haben kann, das ist ihm nicht genug. Er sucht sein Amüsement anders, und anderes amüsiert ihn.

In diesem Jahre sah man allerdings mehr Weihnachtsbäume. Sie sind entweder von Fremden gekauft worden, oder wo der Gebrauch Eingang in Familien gefunden hat, da bedeutet er nichts weiter als eine Dekoration, wie man etwa Blumen in eine Vase stellt. Besonders den Frauen macht das Freude. Und die Pariserin hat so viel Freude am Spielersischen. Sie ist selbst so viel Spielzeug, da paßt ihr das gerade. Wer sonst etwas weihnächtlicher sein Zimmer dekorieren will, der tut's nach englischem Brauch, der hier sehr verbreitet scheint, er hängt den Mistelzweig auf und stellt den Stechpalme reif wird. Sie ist also Saisonpflanze, und da sie in alten Druiden ziehen damit freilich nicht in das französische Haus ein; ich glaube vielmehr, daß sich der Brauch dadurch herausgebildet und eingeführt hat, daß die Mistel um diese Zeit wie auch die Stechpalme, reif wird. Sie ist also Saisonpflanze, und da sie in Frankreich sehr häufig vorkommt, ist sie auch weit billiger als das kleinste Tannenbäumchen, das man nicht unter drei Frank erstehen kann. Die Mistel aber wird schon lange vor Weihnachten feilgeboten und nach lange nach dem Feste auch. Das Fest bringt außerdem einen großen Spielwarenjahrmart auf den großen Boulevards mit sich. Auf beiden Seiten der Straße, am äußersten Rande der Trottoirs sind kleine Verkaufsbuden errichtet, die immer von Neugierigen umstanden werden. Niemand ist neugieriger wie der Pariser. Seine Neugier macht diesen raffinierten Großstädter wieder zum Kinde. Aber diese Spielwaren auf den Boulevards ziehen ihn ganz besonders an. Auf Anregung des berüchtigten Polizeigenialtigen von Paris, M. Lepine (man muß es verstehen, sich populär zu machen) findet alljährlich eine Ausstellung und eine Konkurrenz von Spielwaren statt. Das ganze Jahr sind die Erfinder an der Arbeit. In der Lepineschen Ausstellung werden ihnen die Preise und Anerkennungen zuerkannt, hier von Weihnacht bis Neujahr finden sie auf den großen Boulevards ihren Absatz. Da sind denn nun diese kleinen, geschickt gemachten Sachen zu sehen, wie überraschend sie funktionieren, wie lebendig sie durch ihre kleinen Maschinen wirken. Es sind besonders die kleinen Spielwaren, die aufgezogen werden können, die da geschaffen werden. Im vergangenen Jahre war es der tanzende Vär. Dieses Jahr herrscht das Automobil. Da ist das Automobil, dessen Fahrer tutet. Das andere, das der Pariser Witz die Rückkehr des Kaisers der Sahara genannt hat, weil ein unter einem japanischen oder afrilaischen Schirm sitzender Herr höflich grüßt, während er fährt. Das andere, in dem Damen verzweifelt auf einen Hund einbauen, der ihnen auf das Automobil gesprungen ist, und noch fünf oder sechs ähnlicher Dinger, die alle sehr hübsch gemacht sind.

Es ist entschieden zum Erstaunen, was da für fünfundschwanzig Sous geleistet wird. All diese Spielwaren machen ihren Erfindern und den geschickten Händen ihrer Anfertiger alle Ehre. Da ist noch der Koch, der Rüben schält, der Barbier, der barbiert, der Eisverkäufer mit seinem Eiswaagen, den er mit kleinen Trippelschritten über die Straße fährt, der Feuerwehmann, der die Leiter hinaufgeht, ist der Clown, der mit tausend Schwierigkeiten auf seinem dreifüßigen Schwein reitet, ist das Luftschiff, der Kriegsdampfer und viel anderes, das alles auch verdiente, genannt zu werden. Viele von diesen Dingen sah man schon bei den Straßenverkäufern, die sie mitten auf dem Trottoir loslassen, da wo der Trubel am ärgsten

ist. Die besten Kaffeemaschinen und einzig in der Welt dastehenden Rübenzucker sind jetzt auch auf den Boulevards zu haben, Lampenanzünder und Stiefelwäpfe, Schreibpapier und alte Noten, Uhren und goldene Ringe und Ketten, alte Madonnen und der Kopf mit dem wachsenden Haar; das ist ein irdener Kopf als Blumenkerbe, in den man Gras oder Petersilie sät, wodurch er sich grün behaart, auch einen Schnurrbart kriegt und Augenbrauen; ja sogar auf seiner Zigarre wächst grüne Asche.

Diese Buden sind, wie gesagt, der Neujahrsbeschenke wegen errichtet. Vor Weihnachten werden sie aufgeschlagen und durch Verwendung der Landesmutter, Frau Loubet, dürfen sie nach Neujahr noch acht Tage bleiben. Die eigentliche Pariserische Weihnachtsfeier findet in den feinen Restaurants und Nachtcafés statt. Weder am heiligen Abend, Reveillon, noch am Silvester wäre da ein Platz zu kriegen. Alles vorher belegt. Man ist und trinkt fein und amüsiert sich mit Weibern. Wenn immer der Franzose knauserig ist, da kommt es ihm nicht darauf an. Da gehen die violetten Scheine weg wie Rauch. Reveillon bei Maxims oder im Café de Paris, das kostet etwas. Da kann man Verschwendung sehen. Da feiert die Demi-Monde ihr großes Fest. Tiefstens ausgeschnitten, daß sie alle zu einer Berliner Opernpremiere anstandslos zugelassen werden würden. Und auch Musik gibt es dabei. Zigeunermusik meistens, die auf die Sinne geht. Und nichts fehlt, was man für hohes Geld haben kann. Alles ist da zu haben, alles. Alles, was man beschreiben kann und alles, was man nicht beschreiben kann. Hier erfüllen sich die Träume der Surenkarriere, daran hängt die Sehnsucht der kleinen Montmartroise. Da der Pariser überhaupt gern im Restaurant ist, so haben viele für diese beiden Abende die Einrichtung getroffen, einen höheren Preis für das gewöhnliche Menü festzusetzen, und hieron kann denn auch der Familienbater, der es mit der Solidität halten will, Gebrauch machen. Auch diese Restaurants sind dann meist überfüllt, denn feiern, das ist gut essen und trinken wenigstens, wenn man sich die anderen, höheren Genüsse versagen muß.

Der Neujahrstag ist der große Rüsttag der Franzosen. Alle Welt kühlt sich da, und man hat manchmal seine liebe Not, dem Rüssen zu entkommen, wenn man nur ein klein wenig mit jemand bekannt ist. Sonst ist nichts vom Neujahr zu merken. Man wünscht sich ein gutes Jahr und eine gute Gesundheit, was bei einiger Höflichkeit immer dabei sein muß und damit genug. Außer dem Stuß natürlich, immer nicht zu vergessen. Auch die kleinen Restaurants bleiben während der Neujahrsnacht offen, und wo der Raum reicht, kommt es zu einem Tanze.

Und dann kommt noch der Dreikönigstag, Hohnneujahr. Der bringt dann einen alten Brauch im Familienkreise, womit der Tag gefeiert wird. Da badt der Väter den Dreikönigskuchen, auf den seine Klienten als Geschenk den gegründeten Anspruch haben. In diesen Kuchen ist eine gläserne Bohne, ein Püppchen oder ein Frauenschuh eingeboden. Freunde und alle Familienglieder sitzen beim Wein oder Crog, wenn der Kuchen verteilt wird. Wer nun beim Essen das Püppchen in seinem Stücke findet, ist König oder Königin. Ist es ein Herr, der die Puppe gefunden hat, so muß er eine Königin wählen, ist's eine Dame, so wählt sie den König. Beide werden dann gekrönt. Die goldenen Pappdeckeltonnen wurden dafür schon in Bereitschaft gehalten. So oft nun der König trinkt, oder die Königin, so ruft die ganze Gesellschaft: Le Roi boit! Das gibt den Anlaß zu vielen Ausgelassenheiten und Lustigkeiten. „Der König trinkt!“ Und leicht rückt sich ihm die Krone dabei auf's eine Ohr. Anderen Tages gibt er seiner Königin, wenn er galant sein will, oder aus einem anderen Grunde, ein kleines Geschenk.

Der Brauch ist sehr alt. In „seinen Kreisen“ wird er wenig mehr geübt, aber der Bourgeois hat ihn noch nicht ganz verachten gelernt. Im Louvre hängt ein Bild von Jakob Jordaens (1593 bis 1678), das diesen Brauch darstellt, „Le Roi boit!“ Es ist voll derber Ausgelassenheit, trinkfröhlich und genußfeierend. Bohnenkönigsfest heißt das in München befindliche Bild desselben Meisters. Bohnenkönig von der in den Kuchen eingebundenen Bohne. Unsere Sitten sind andere geworden und was vom Alten noch besteht, das berührt uns doch einigermaßen fremd. Auch unsere Lustigkeiten sind andere. Aber wenn man vor so einem Wilde steht, da fühlt man es recht, wie die bessere Form doch weit mehr mit Harmlosigkeit erfüllt war als die heutige glattere Art. Der Brauch wird sich bald ganz verloren haben. Aber wenn er auch nirgends mehr geübt wird, die Väter werden doch noch ihren Dreikönigskuchen zu spenden gehalten werden, denn davon läßt man weniger leicht. Und das von Rechts und der Kinder wegen.

Paris.

Wilhelm Holzamer.

Kleines feuilleton.

In Brennessel. Vor kurzem wurde mir das Lokalblatt meines kleinen Heimatores zugesandt. Da war eine Todesanzeige blau angestrichen. Die meldete in trockenem Tone, daß Herr Heinrich Gebevald gestorben sei. Und am Rande stand mit Bleistift getriebelt nur dies: „Brennessel!“

Es ist mit so einem Wort mitunter, als würfe es eine Tür auf. Dahinter liegt eine vergessene Welt.

Brennessel Vor mir steht jäh eine hohe, hagere Gestalt mit langen Armen und Beinen, mit einem mageren, faltigen Gesicht,

aus dem eine lange Nase hinausstrebt. Reichliches, widerborstiges schwarzes Haar auf dem knodigen Schädel; die Stirn vorgewölbt und breit. — Eine hohe Klappmütze, ein gelbes Halstuch, schwarzer Schoßrock und dito Weste, braune Weinleider und Schafstiefel — das war das Aeußere. Anders habe ich ihn nicht gekannt.

Seinen wirklichen Namen erfuhr ich erst jetzt aus der Zeitung. Alle nannten ihn Brennessel — ob er dabei war oder nicht. Die einen sagten es rein gewohnheitsmäßig, andere lachten dabei, einige betonten es hinterlistig, und viele gab's, die sprachen den Namen mit nur Zähneknirschen an sund giftigem, unberühmtem Haß. Aber gerade unter den letzteren waren nicht wenige, die sich feige duckten vor Brennessels großen braunen Augen, mit denen er so ruhig verdorert geradeaus schauen konnte.

Diese Augen waren das merkwürdigste an dem Manne. Sie passten in das Gesicht nicht hinein, machten es unharmonisch in hohem Grade. Alles an Brennessel schien zugespitzt und scharf und deutete auf einen kritischen, eigensinnigen Charakter. Die Augen hingegen waren die Sanftmut und Gutmütigkeit selber und schienen stets um die harten Worte zu trauern, die von den Lippen kamen.

Vielleicht waren es diese Augen, vielleicht auch die Aepfel und Zudernüsse, von denen ein unerschöpfliches Lager sich in den langen Rockhöfen zu bergen schien, die ihm unser Herz, das Herz der Jugend gewannen. Vielleicht rührte unsere Sympathie für Brennessel auch daher, daß er sich gelegentlich scharf gegen die Herrschaft des Rohrstodes in Schule und Familie ausgesprochen und hinzugefügt hatte, in den meisten Fällen sei der richtige Platz für die Krügel an bejahrteren Rückenenden zu suchen. Diese gewünschte Uebertragung fand unser volles Verständnis. Und wir liebten unseren Unwalt. Wünschte er einen kleinen Dienst, so sprang jeder.

Sein Spitzname war sicherlich auch nicht von Kindern erunden, trotzdem sie ihn nie anders begrüßten, als „Tag, Onkel Brennessel!“ Das nahm er auch nicht übel, im Gegenteil: er lächelte ein wenig selbstgefällig dabei. Getauft auf jenen Namen war er von denen, die sich an ihm „verbrannt“ hatten und sich in der Folge fürchteten, ihn anzugreifen. Bei den von ihm auf törichtem oder unlauteren Wegen Betroffenen lebte die unausgesprochene Absicht, ihn zu einer komischen Figur zu stempeln, seine Aussprüche als die eines Narren hinzufügen und ihn als bar jeder soliden Vernunft zu bezeichnen. Das gelang nur zum kleinsten Teil. Die Kraft der tieferen Logik und rücksichtslosen Ehrlichkeit bewährte sich auch hier. Nur die ganz Dummen lachten. Die meisten zitterten vor ihm oder empfanden sein Dasein doch als eine arge Unbequemlichkeit.

Wenn der Abendstroppen die Bürger im Ratskeller zu Kartenspiel und Bierbankpolitik zusammenführte, dann saß Brennessel abseits vom großen runden Stammtische allein bei seinem Glase. Er studierte die wenigen auswärtigen Zeitungen und schien ganz vertieft in sie. Bis er plötzlich ein Wort in die Stammtisch-Unterhaltung schleuderte. Ein schneidendes, rücksichtsloses Wort, das den wirbelnden Rededunst wie mit einem Weilhieb spaltete und den Kern der Sache bloßlegte. Dann zuckten sie wirklich zusammen wie bei einem unwillkürlichen Griff in die Brennesseln. Und der Kampf begann. Ein ungleicher Kampf. Denn ob sie gleich ein Duzend stark, plötzlich einig geworden am runden Tisch, und sich gegen den Eindringling lehnten, — Brennessel warf ihnen so viele und gute Gründe an den Kopf, daß sie schließlich nicht mehr aus und ein wußten, durcheinander schrien und lärmten, sich immer mehr erhitzten und am Ende in ihrer ratlosen Wut zu persönlichen Gehässigkeiten übergingen.

„Wer bist Du denn? Ein Stänker!“

„Hast Du Dich hier hereinzumischen?“

„Der größte Streithans im ganzen Ort!“

„Keinen Menschen läßt er in Ruh, der Zantfrißel!“

Und einer duckte sich unter den Tisch und quieschte: „Brennessel!“ Das war wie ein Signal zu braujendem Hohngelächter: „Brennessel!“ „Brennessel!“ „Brennessel!“

Dann knappte der Verspottete seine Mütze auf den Kopf, stellte die Hände in die Hosentaschen, daß die Rockschöße sich schmal nach hinten buehteten und stellte sich straf vor den Geulenden auf, sie mit seinen großen braunen Augen mitteilidig musternd. Das rief die Verlegenheit in den anderen herauf. Allmählich wurden sie murrend still und hätten sich am liebsten versteckt.

„Indianer!“ sagte er verächtlich, spudte aus und ging, gefolgt von Bliden, deren jeder eine ihn hätte vergiften mögen.

Gelegentlich suchten ihn wohl auch einige zu gewinnen, ihn sozuzagen vor ihren Wagen zu spannen. Sie verbrannten sich. Er stieß alles und alle von sich ab. Und so mußte er im Streit häufig die Frage hören: „Hast Du denn einen Freund? Hast Du denn überhaupt einen einzigen Freund, he?“

Nein, Brennessel hatte keinen Freund. Nicht einen. Das war seine Schuld. Denn er suchte keinen. Jeder, der sich ihm noch so aufrichtig näherte, wich zurück vor dem scharfen, bitteren Wesen, das als erstes stets die Schwächen des anderen sah. Aber Brennessel war doch auch wieder kein menschenfeurer Fremdling im Orte, seiner, der sich einwickelte vor den anderen und sich als Feind in die Einsamkeit zurückzog. Im Gegenteil: wo sie am dicksten beieinander saßen, da ging er hinein. Und hörte sich all den wuchernden Matsch einer kleinen Stadt mit an, sah und hörte alles. Aber er sah und hörte es anders als alle die anderen. Und machte seine Bemerkung dazu. Seine Bemerkung, die nie mit denen der anderen übereinstimmte.

Da hatte ein Armenhändler gestohlen, oder es war ein Mädchen verführt worden, und die landläufige Moral stand auf im ganzen

Ort, flammende Entrüstung auf den hungernden Dieb, Schmutz auf eine Unglückliche — beiseite nicht auf den Verführer — zu werfen, die „geschändete Stadt“ zu rächen und die Frebler hundertmal zu rächen mit sattem Behagen, — dann saß zwischen der Urteilenden die hagere Gestalt mit der Klappmütze und hörte zu. Ernst, vertieft. Bis die Augen zu glänzen begannen und er dazwischenhieb. Das war keine lahme Verteidigung, das war überhaupt keine Verteidigung mehr, das war eine Anklage, vor der die Moralgesättigten mit offenen Mäulern saßen und schließlich lautlos die Köpfe senkten.

Brennnessel ist tot. Vielleicht weinen einige Kinder um ihn. Die Großen werfen ihn sicherlich Steine nach ins Grab und atmen erleichtert auf, weil das „öffentliche Vergernis“ — so nannten sie ihn schon damals — den bitteren Mund für immer geschlossen. Nur zwei oder drei werden seufzen, weil das lebendige Gewissen des Ortes hinübergegangen. —

ck. Der mißlungene Kellametriid. Den Aufschwung, den das moderne Kellameweisen genommen hat, nimmt Ernest Blum in seinem letzten „Journal d'un Vaudebilliste“ zum Ausgangspunkt rückblickender Betrachtungen, denen er wie immer eine ergößliche Erfahrung aus seinem Leben anzufügen weiß. Nachdem er einige der heute üblichen Kellametriids aufgezählt hat, führte er fort: „Die Amerikaner sind es heute, die derartige Kellame-Coups zu höchster Entwicklung bringen. Indessen, da es nichts Neues unter der Sonne gibt, — Salomon und ich hatten schon öfters Gelegenheit, diese Bemerkung zu machen, und da ich ein gutes Gedächtnis habe, so muß ich mich wohl oder übel daran erinnern, daß Salomon es vor mir gesagt hat — muß man konstatieren, daß unser altes Frankreich auch schon früher in Kellamejaden erfindertisch war.“ Und zum Beweise erzählt er eine Geschichte aus seiner Jugend: „Ich war 16 oder 17 Jahre und schlug mich mühsam durchs Leben. Da wurde ich einmal an einen Fabrikanten, ich weiß nicht mehr, ob er Wachs oder Lack machte, empföhlen, den ich um eine Beschäftigung anging. Der Mann, der sehr viel auf Kellame gab, sagte zu mir: „Ich habe zwar augenblicklich keine Stelle frei, aber man hat mir erzählt, daß Sie sich bereits auf der Bühne versucht haben.“ Ich spielte damals wirklich ganz kleine Rollen an Vorstadt-Theatern. „Ein wenig“, sagte ich also. „Nun gut, ich will Ihnen Gelegenheit geben, etwas zu verdienen. Da Sie Komödie spielen, wird es Ihnen nicht an dem nötigen Aplomb des Auftretens fehlen.“ „O gewiß nicht“, sagte ich kühner. „Ich habe mir eine neue Kellame ausgedacht, die mir sehr glücklich erscheint. Sie nehmen einen Sperrstich in einem besuchten Theater und einer meiner Kommis, der mit Ihnen im Einverständnis ist, setzt sich neben Sie. In der Zwischenpause geraten Sie in Streit, und plötzlich gibt Ihnen mein Kommis eine Ohrfeige.“ „So?“ sagte ich. „Ja, Sie sind der Jüngere und mein Kommis kann doch nicht Ihre Rolle spielen. Er muß tüchtig zuhauen, damit niemand Verdacht schöpft.“ „So??“ sagte ich. „Sie ziehen dann ruhig und würdevoll eine Karte aus Ihrer Tasche und reichen Sie dem Kommis mit den Worten: „Ich werde Sie morgen töten, mein Herr!“ Dann gehen Sie fort.“ „Das tue ich sehr gern.“ Der Kommis wird Ihre Karte ganz laut vorlesen, und darauf werden mein Name, meine Adresse und meine Fabrikate mit ihren Preisen stehen. Ich verspreche mir einen großen Erfolg davon.“ „Ein höchst gelungener Einfall“, sagte ich, „aber ist die Ohrfeige unbedingt dabei nötig?“ „Unbedingt, Sie lenkt die Aufmerksamkeit des Publikums auf den Vorfall.“ Ich überlegte und nahm an. Ich fand mich auch abends im Theater ein, der Kommis kam auch, und wir setzten uns beide nebeneinander, ohne uns zu kennen. Im Zwischenakt fingen wir an, uns zu zanken, aber wie der Kommis und ich ordentlich zu schimpfen anfangen und laut unsere Stimmen erheben, da wurden wir, bevor ich noch die Ohrfeige gekriegt, dem Kommis meine Karte gegeben und dieser sie vorgelesen, von zwei Polizisten kräftig angepackt und hinausgeworfen. . . .“

— Die Rolle des Lichtes im Walde. Ueber diese Frage hat A. Cieslar eine interessante Untersuchung angestellt, die sowohl wissenschaftlich wie praktisch zu bedeutungsvollen Resultaten geführt hat. Die Versuche wurden in Rothbuchen-, Tannen- und Schwarzföhrenbeständen, zumeist im Wiener Sandsteingebiet ausgeführt. Der Wald, selbst der stark gelichtete, hält in seinen Kronen eine überraschend große Menge von chemisch wirksamen Lichtstrahlen zurück. So wurden von den Kronen eines gelichteten Schwarzföhrenbestandes rund 60 Proz. von denen eines gelichteten Tannenbestandes etwa 80 Proz. und von denen eines gelichteten, belaubten Rothbuchenbestandes 80 bis 90 Proz. der chemisch wirksamen Strahlen zurückgehalten. Gleicher Standort und gleiches Alter vorausgesetzt, nimmt in verschiedenen lichten Beständen derselben Holzart die Zahl der die Bodenvegetation bildenden Pflanzenspezies und Pflanzenindividuen mit der Lichtung zu. Die Konkurrenz der Bodenflora eines Buchenbestandes wurde für die natürliche Verjüngung desselben bedenklich, als die Lichtung auf einen solchen Grad gebracht war, daß die durch die laublosen Kronen durchgelassenen Mengen chemisch wirksamer Strahlen mehr als 40 Proz. des Gesamtlichtes betragen hatten.

In den meisten Fällen ist der grünen Flora des Waldbodens eine Grenze des Gedeihens nur in einem gewissen, jeder Pflanzenart eigentümlichen Minimum des Lichtgenusses gesteckt. Werden in einem seit längerer Zeit stark gelichteten Bestande weitere Nachlichtungen unterlassen, so daß allmählich wieder Kronenschluß ein-

tritt, so sterben zuerst die lichtliebenden Florenelemente der Bodenvegetation ab, und unter den schattenertragenden behalten jene die Führung, die den Boden insolge ihrer raschen vegetarischen Vermehrung versperren und verdrängen, die sich also waldbaulich besonders ungünstig verhalten (Seggen). Diese bilden gleichsam die Arriergarde der sich zurückziehenden Vegetation.

In verschiedenen dicht geschlossenen Beständen der Lichtholzarten (hier der Schwarzföhre) sind die Unterschiede in der Dichte, Leppigkeit und Spezieszahl der Bodenflora unvergleichlich geringer, als dies in Beständen von Schattenholzarten (Buche, Tanne) der Fall ist. Diese leicht erklärliche Tatsache ist für das Gelingen von natürlichen Verjüngungen solcher Holzarten sehr wichtig.

Die Zahlen der die Bodenvegetation verschiedenen lichten Bestände zusammenschließenden Pflanzenarten weichen im Frühjahr verhältnismäßig wenig von einander ab, während sie im Sommer mit dem Lichtungsgrade der Bestände außerordentlich zunehmen. Dies erklärt sich erstens aus der allgemeinen Zunahme des Artenreichtums der Floren zum Sommer hin und zweitens aus der Armut der auf dicht beschatteten Waldböden überhaupt möglichen Vegetation.

An der Bodenflora des Waldes nehmen die ausdauernden Gewächse einen überwiegenden Anteil (80 bis 96 Proz. der Arten), während die Zahl der ein- und zweijährigen Pflanzenspezies eine nur geringe ist. Die Zahl der ausdauernden Gewächse nach Individuen geht über 80 bis 96 Proz. hinaus, so daß die ein- und zweijährigen beinahe verschwinden. Durch dieses Verhältnis ist die einmal aufgewachsene grüne Bodendecke in ihrem Bestehen in hohem Grade gesichert, und dies um so mehr, als im Waldes Schatten, also unter Verhältnissen, die für die geschlechtliche Fortpflanzung ungünstig sind, zahlreiche ein- und zweijährige Gewächse zu ausdauernden werden. Die ein- und zweijährigen Gewächse sind zumeist Bewohner der lichten Waldorte und solche Pflanzen, deren Samen sich vornehmlich durch den Wind verbreiten. —

(„Die Umschau“.)

Naturwissenschaftliches.

ie. Die Farbe der Spinnen. Es ist wohl bekannt, daß bei einer großen Zahl von Tieren, und zwar sowohl bei wirbellosen wie bei Wirbeltieren, die Färbung an den Seiten und auf der Unterseite des Körpers von der des Rückens verschieden ist. Meist ist die Rückenfläche am dunkelsten, die Bauchseite am hellsten, und die Flanken halten in der Färbung die Mitte zwischen beiden. Durch diese Abstönung mögen die Tiere weniger auffällig werden und der Beobachtung ihrer Feinde leichter entgehen. Von der allgemeinen Regel hat nun ein Naturforscher eine merkwürdige Ausnahme festgestellt, die gerade sehr zugunsten jener über die Wirkung ausgesprochenen Ansicht spricht. Die Spinnen der Gattung *Linyphia* haben sämtlich auf der Bauchseite eine dunkle Färbung. Die Flanken sind mehrfach mit schrägen weißen Streifen verziert, während die Rückenfläche noch weit stärker mit weißen oder blassen Flecken und Linien gesprenkelt ist. Im großen und ganzen also ist die Färbung bei diesen Spinnen gerade entgegengesetzt wie sonst. Das hat nun seinen Grund, denn die *Linyphien* spinnen wagerechte Netze, in deren Mittelpunkt sie in umgekehrter Lage hängen, so daß die Bauchseite nach oben weist. Letztere empfängt also das stärkste Licht, die Rückenfläche das wenigste. Der umgekehrten Körperstellung entspricht also genau die umgekehrte Verteilung der Schattierung des Körpers.

Notizen.

- Das nächste Heft der „Musik“ wird ein Richard Strauß-Heft sein. Es enthält eine eingehende Analyse der „*Simphonía domestica*“ von Wilhelm Mathe und opus 1 des Komponisten, das bisher un veröffentlichte Lied „Einkehr“.
- Heinz Tobotes neues Stück trägt den Titel: „Ich lasse Dich nicht.“ Drei Pfaffen eines Alltagsdramas.
- Erfolg hatten: Rudolf Bergers vieraktiges Schauspiel „Die Scholle“ im Stadttheater zu Magdeburg, Leo Falck's dreiaktige Oper „Irrelicht“ im Hoftheater zu Mannheim.
- Anzengruber-Spiele in Berlin. Vom 13. bis 31. Mai sollen im Deutschen Theater folgende sechs Stücke zur Aufführung gelangen: „Der Pfarrer von Kirchfeld“, „Der Weineidbauer“, „Die Kreuzschreiber“, „Das vierte Gebot“, „Der G'wissenswurm“ und der „Doppelselbstmord“. Für die weiblichen Hauptrollen ist Frau Hansi Riese-Jarno bereits engagiert. — Unternehmer ist Sigmund Lautenburg.
- Das märkische Städtebund-Theater hat seine Vorstellungen eingestellt. Das Unternehmen beschäftigte anfangs ein Personal von 40 Köpfen.
- Bei Keller u. Reiner ist eine Kollektivausstellung von Arbeiten Lesser Urhs eröffnet worden. Sie enthält 70 Gemälde, Studien und Zeichnungen.
- Seit 1889 sind im Bezirk der Amtshauptmannschaft Delzig (Bogland) 37 565 Kreuzottern eingeliefert worden. An Gangbrämien wurden ungefähr 8000 M. gezahlt.
- Der Verein für Feuerbestattung in Bremen hat den Bau eines Krematoriums beschlossen. Die Kosten betragen 100 000 M.
- An der Südseite des Simplon-Tunnels mußten die Arbeiten, da eine starke heiße Quelle zum Vorschein kam, wieder eingestellt werden.